

PAMELA
BALL

Sturmblüte

Roman

Fischer

3. Kapitel

Der tote Mann wurde von einigen Fischern entdeckt, die nervös im Kreis um ihn herum saßen. War dies ein guter oder ein schlechter Tod? Einer der Männer knöpfte das Hemd des Toten auf und entdeckte die Würgemale.

Danach sagte keiner mehr ein Wort.

Hände entfernten den Sand von seinem Körper, Finger kämten das feuchte Haar aus seinem Gesicht, drückten das Salzwasser aus seinen Kleidern und schlossen ihm die Augen. Er sah mehr schlafend als tot aus, sein Fleisch fest, die Farben kräftig. Sie trugen ihn durch die dornigen *kiawe*-Bäume, die am Rand der Bucht wuchsen, und die Schatten der Äste strichen wie Seegras über sein Gesicht.

Sie hoben ihn auf einen Wagen und machten sich auf den Weg nach Honolulu. Auf der Fahrt stritten sie darüber, ob sie ihn zur Polizei bringen sollten, die seinen Tod in ihre Akten aufnehmen und ihn dann prompt vergessen würden, oder ob sie ihn zu jemandem bringen sollten, der vielleicht herausfinden könnte, warum er umgebracht worden war.

Entlang der Küsten ging es vorbei an Fischern, die wie Störche auf einem Bein standen und dem vorbeifahrenden Karren kaum einen Blick zuwarfen. Ihre Augen starrten auf das Wasser, ihre Wurfnetze wie ein Mantel über der Schulter.

Der Wagen rumpelte hinunter zu den Zuckerrohrfeldern, wo einst Sandelholzwälder gestanden hatten, und an Bewässerungskanälen vorbei, einst Flüsse voll mit *opai*. Alles Land war heute im Besitz der Fremden, die nur Zuckerrohr anbauten. Noch vor einiger Zeit hatte es nur wenige Zuckerplantagen gegeben, aber innerhalb von wenigen Jahren waren es sechzig an der Zahl, und man musste stundenlang durch das Meer von grünen Zuckerpflanzen fahren, die sich bis an den Rand der Klippen zogen.

Die Zuckerrohrfelder gingen in Bananen- und Papayafarmen über. Hier war das Gras länger, das Pferd ging langsamer, die aufgescheuchten weißen *pipi*-Vögel ließen sich wieder nieder und begleiteten den Wagen bergauf.

Am Rand des Wasserfalls wurde die Straße weicher, die Männer stiegen vom Wagen, um nebenher zu gehen, ihre Füße sanken bis an die Waden in den Schlamm.

Der Wagen fuhr am Hafen vorbei, dort, wo damals, als König Kalakaua seine Reise in die Vereinigten Staaten ankündigte, kleine rote Fische wie Blut unter dem Pier schwammen. Als das königliche Schiff in Trauerfahnen zurückkehrte, war niemand erstaunt. Betroffen, aber nicht erstaunt.

Heute war kein roter Fisch im klaren Wasser zu sehen. Doch wer brauchte schon ein besonderes Zeichen des Unglücks, wenn ein Kriegsschiff der amerikanischen Marine in der Bucht lag?

Die Straßen waren überfüllt. Gemüseverkäufer lenkten mit einer Hand ihr Fahrrad, mit der anderen balancierten sie den schweren Korb mit Waren. Boten auf schwarzen Fahrrädern bahnten sich ihren Weg durch die Menge, rasch wie Insekten auf der Wasseroberfläche.

Der Wagen wurde von einer Gruppe republikanischer Soldaten angehalten. Die Fischerleute standen nervös da, während die Soldaten im Gemüse herumstocherten.

»Was ist denn das?«, fragte ein junger Soldat aufgeregt und lüftete die Decke.

Die Männer rannten davon.

Die Soldaten machten sich nicht die Mühe, den Flüchtenden zu folgen. Man hatte ihnen gesagt, sie sollten nach einem bestimmten Mann Ausschau halten, und sollten sie ihn finden, so gebe es eine Belohnung. Unter keinen Umständen dürften sie den Toten zur Polizei bringen.

Vielleicht war dies der Mann. Der junge Soldat starrte auf den Leichnam und fragte sich, ob wohl alle Toten so verletzlich wirkende Füße hätten.

Der Wagen wurde unter einen hohen *'ulu*-Baum geschoben, der am Ende eines kleinen schmutzigen Weges wuchs. Über ihnen, in den Wipfeln des Baumes, verharrte ein alter Mann, der ein paar Brotfrüchte

pflücken wollte, völlig regungslos. Es war nicht sein Baum und er wollte keinen Ärger wegen Diebstahls haben.

Er hatte eine Frucht aufgeschnitten, deren milchiger Saft auf den Boden tropfte. Niemand bemerkte ihn. Während er sich auf ein langes Warten einstellte, dachte er, dass es für den toten Mann vielleicht ganz gut war, unter einem 'ulu-Baum zu stehen. Brotfrüchte trugen die Gunst der Götter in sich.

Die Soldaten beschlossen endlich, zurück in ihr Quartier zu gehen, um herauszufinden, wohin sie den toten Mann bringen sollten.

Als sie verschwunden waren, ließ sich der alte Mann den dicken Stamm des Baumes hinuntergleiten. Er legte eine runde grüne 'ulu in die Hand des toten Mannes. Er zog die Decke über den Körper, nahm seine Machete und verschwand in der Dunkelheit.

*+

Auf den Druck der Missionare hin schaffte König Liholiho das alte kapu-System ab, jene komplexen Regelungen von Tabus, die das tägliche Leben der Hawaiianer bestimmten.

Die Missionare ersetzten das kapu-System des Königs rasch durch ihr eigenes, das sie die Zehn Gebote nannten.

Alte hawaiische Glaubensvorstellungen wurden so porös wie Korallen. Zweifel verbreitete sich. Selbst der Sprache konnte man nicht mehr vertrauen. So lautete beispielsweise das hawaiische Wort für Ehebruch moe kolohe. Schelmisch schlafen. Ein Begriff, der ohne jegliche Bösartigkeit gebraucht wurde, bis die Missionare auftauchten, die den Hawaiianern erklärten, dies sei kapu.

Unter dem neuen kapu-System durfte kein Mensch mehr hula tanzen, keine leis aus geflochtenen Blumen tragen, keine Kochfeuer am Tag des Herrn einschüren, keine Ausritte machen. Und kein moe kolohe.

4. Kapitel

Lehuas und Evas Wege trennten sich unter dem *banyan*-Baum, der sich im Zentrum Honolulus über zwei Straßen breitete. Wer immer sich bewegte, suchte den Schatten des Baumes, Arbeiter in ihrer Mittagspause, halb verhungerte Hähne, die sich außerhalb der Reichweite der schnappenden Hunde hielten, *lei*-Händler, die ihre Blumen vor der Sonne schützten, kleine Kinder, die spielten, aber auch Kinder, die schon alt genug waren, in die Schule zu gehen.

»Sehen wir uns später noch einmal, Eva? Am Nachmittag ist ein Aufmarsch für die Königin. Komm und hör dir die Reden an.«

Eva schüttelte den Kopf. Das war nicht ihr Kampf und es war besser, sich da rauszuhalten. Für heute reichte es an Ärger, wenn sie zur Polizei ging.

»Viel Glück«, sagte sie, während sie ihr Rad bergab wendete, wobei sie mit den Füßen bremste und die Pedale sich wild drehten. Glück, dachte sie, glaube ich denn daran?

Als sie in die Beretania Straße bog, brauchte sie einen Augenblick, um zu begreifen, dass alles menschenleer war. In den Schaufenstern hingen Tafeln mit »geschlossen«. Ein verlassener Wasserwagen stand am Straßenrand, das Pferd schlief in der brütenden Sonne. Die Obststände waren leer und so war auch der vorbeifahrende Straßenbahnwagen. Alles hatte sich am Hafen versammelt.

Sie lehnte ihr Fahrrad an die Wand des Gefängnisses, und als sie die Tür aufstieß, fühlte sie sich immer kleiner werden. Das Gebäude selbst ist doch nicht böswillig, verwies sie sich selbst.

Der Raum war leer, bis auf zwei Polizisten in ernster Unterhaltung. Sie nahmen sie kaum zur Kenntnis.

»Das ist unmöglich«, sagte der eine Polizist und trocknete sich das Gesicht mit dem Ärmel. Seine dunklen Augen standen zu weit auseinander.

»Aber es stimmt«, antwortete der andere und schüttelte den Kopf.
»Diese Stadt«, knurrte er, dann schaute er zu Eva auf.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte der Polizist mit einer Stimme, die das Gegenteil versprach.

Noch einen Augenblick vorher hätte sie leicht verschwinden, Lehua berichten können, sie wäre bei der Polizei gewesen und hätte ihren Bericht abgegeben, alles wäre damit beendet gewesen.

Nervös begann sie ihre Erklärung über den toten Mann, der in die Bucht gespült worden war.

»Er hatte Würgemale am Hals. Er wurde erdrosselt.«

Sie betrachteten sie misstrauisch. Einer verließ den Raum, der andere starrte sie weiter an.

»Erdrosselt, sagen Sie.«

Vielleicht war es ein Fehler gewesen, es so genau zu sagen. »Ich kann mich auch geirrt haben«, sagte sie schnell.

Sie wechselten einen Blick.

»Aber da waren Male auf der Haut?«

»Eh, ganz sicher bin ich nicht. Der Schock ...«

Jetzt hob der Polizist die Hand. »Genug geredet«, sagte er aufgeregt.

»Genug?«

»Schreiben Sie es auf.« Er gab ihr einen Papierbogen und ein Tintenfass, dessen Deckel fast zugerostet war.

Eva bemerkte eine Tätowierung an seinem Handgelenk, die wie ein Frosch aussah, auch wenn sie sie nicht genau erkennen konnte. In Honolulu passierte es oft, dass man jemanden mit Alkohol abfüllte und ihn dann zu einem Tattoo-Künstler schleppte, obwohl dieses Schicksal eher Matrosen vorbehalten war als Polizisten.

Unter seinen Händen war das Papier feucht geworden, die Tinte floss ungleichmäßig, als sie schrieb. Auf die untere Seite des Bogens zeichnete sie einen kleinen Lageplan und zögerte einen Augenblick, bevor sie ein X einzeichnete, wo sie den Leichnam liegen gelassen hatten.

Ich zog den Mann über die Flutlinie, schrieb sie, so als wäre er etwas, das sie aus dem Meer gerettet hätte.

Plötzlich empfand sie eine Art Verbundenheit mit dem toten Mann. Für einen Moment strömte etwas von ihm zu ihr. Es verschwand, ehe